

Verlag Bibliothek der Provinz

Ernst Reinhard Schöggel

GIFTKÜCHE MÜHLVIERTEL

Kriminalroman

Ernst Reinhard Schöggel

GIFTKÜCHE MÜHLVIERTEL

Kriminalroman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-232-8

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-4040 Linz, Pfeifferstraße 1

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlag: Fingerhut, fotolia



*Quinque sunt causae bibendi: Es gibt 5 (gute) Gründe zu trinken:
sitis praesens den gegenwärtigen Durst
sitis futura den zukünftigen Durst
adventus hospitis die Ankunft eines Gastes
absentia superioris die Abwesenheit des Vorgesetzten
et quaelibet altera causa und andere Gründe*

(lateinischer Spruch)

Falls Sie Schauplätze, Personen und Namen in der Realität wiederzuerkennen glauben, so sind diese Übereinstimmungen zufällig oder mit den Beteiligten abgesprochen. Die Handlung ist frei erfunden.

Bei uns im Mühlviertel rennen auch nicht mehr Mörder herum als anderswo, aber gar so harmlos, wie wir uns selber gerne sehen, sind wir auch wieder nicht.

Der Autor

INHALT

Am Stammtisch	7
Fugu in der Bentobox	21
Das Paradiesgärtlein	33
Spitz(en)kicker	40
Einkaufstour in Tschechien	42
Die Sturmmühle	53
Am Fenster	58
Die Randfigur	60
Die Denkfabrik	68
Sri Lanka	71
Die Rache der Toten	78
Wieder am Stammtisch	100
Nachruf	108

AM STAMMTISCH

Der Max, Lateinprofessor in Ruhestand, war von einem Urlaub heimgekommen, bei dem er seine Frau wieder einmal genervt hatte mit seinen Eskapaden. Er wirkte gut erholt, der Max, während die Gattin ins Spital musste, aber nicht wegen dem Max, sondern wegen ganz etwas anderem, das niemanden etwas anging. Der Max musste sich also im Gasthaus ernähren, denn den Herd daheim rührte er nicht mehr an seit damals, als er nach der Neuanschaffung vergessen hatte, die Betriebsanleitung aus dem Backrohr zu entfernen, und der Garantieschein Feuer gefangen hatte. Nein, die Technik war seine Sache nicht, und der Max machte nur beim elektronischen Klavier eine Ausnahme, denn ein normales Piano oder Pianino nimmt in einer kleinen Wohnung zu viel Platz weg. Außerdem spielte der Max auch nachts, und da konnte er den Ton wegschalten und über Kopfhörer seinen Klängen lauschen, insofern er nicht vergaß, den Kopfhörer auch anzuschließen. Also hin und wieder fand auch der Max die moderne Technik durchaus praktikabel, außer sie war so kompliziert wie ein Computer. Mit einem Blechtrotteln gab sich der Max nicht mehr ab, Hochtechnologie hin oder her, der menschliche Geist bleibt unübertroffen, sogar wenn er vom Weine benebelt ist. „Nebel und Geist passen gut zusammen“, dachte sich der Max und vergönnte sich noch einen kleinen ÖVP, wie er einen kleinen Schwarzen nannte. Diese Bestellung hatte ihm sogar im berühmten Wiener Kaffee Hawelka Ansehen verliehen, dem Max: „Der schrullige Professor aus dem Mühlviertel mit seinem kleinen ÖVP.“ Seit sein Freund laut Wikipedia zum österreichischen Schriftsteller gekürt worden war, konnte der Max seinen Bekanntheitsgrad weiter gewaltig steigern, als Klavierbegleiter bei Buchpräsentationen und Lesungen. Barmusik vom Feinsten, alte Schule! Peter Kreuder – wer kann das heute noch auswendig spielen? Und wie das Amen im Gebet sollte die

Veranstaltung jedes Mal längst beginnen, während der Max, der in die Tasten greifen sollte, unauffindbar war. War er am Häusl? Trieb er sich zwischen den verspäteten Besuchern herum? Irgendwann kam er schließlich doch noch und spielte und spielte und hörte gar nicht mehr auf. Das Dreinlesen seines Partners wurde so zum Markenzeichen der beiden. „Wenn ich das Weinglas zur Seite rücke, ist das ein Zeichen für deinen Einsatz.“ Auch an diese Vereinbarung hielt sich der Max nur insofern, als er sie regelmäßig brach. Er pflegte nur auf sein eigenes Glas oder auf die Damen im Publikum zu schauen und verpasste verlässlich seinen Einsatz. Das werbe Publikum glaubte aber ohnehin, das sei Teil der Show und das Ganze sei eine Art Lesekabarett, was den Erfolg noch steigerte.

Der Max war ein Charmeur der alten Schule. Was mit einem Kompliment begann und einem Handibussi endete, entrollte sich dazwischen in witzigen Sprüchen. „Trage eine Dame nie auf Händen, denn sonst nimmt sie dich auf den Arm!“ Den Damen gefiel's. Der Max hatte für jede Lebenssituation einen Spruch bereit, wie beim Restaurantbesuch, wo sein Glas, das eben noch ebenvoll war, mit Sicherheit alsbald bodenleer sein würde. So dass der Max mit Recht bemerkte: „Aus Ebensee mach Bodensee, sodass ich auf den Boden seh.“ Wenn die Kellnerin dann das Gulasch servierte und der Max sich hartnäckig weigerte, seine schöne Klavierkrawatte mit dem Tastenmuster zu entfernen, so hatte das einen guten Grund: Unter der Klavierkrawatte befand sich auf dem weißen Hemd bereits ein Gulaschfleck vom Vortag.

Im Urlaub lebte der Max von seiner Frau, was die Zimmer betraf, getrennt, weil der Max die Nacht ohnehin nicht zum Schlafen, sondern zum Weintrinken nutzte. Trotzdem kümmerte sie sich auch in seinem Gemach um das Allernötigste, legte ihm frische Handtücher ins Bad. Aber der Max hatte keinen Blick dafür, weil er den Schrank, in dem sie lagen, gar nicht öffnete. Als er nach drei handtuchlosen Tagen am Pool auftauchte und sie ihn nach einem solchen fragte, antwortete der

Max, dass es in seinem Zimmer keine Handtücher gebe. Auf die Frage, womit er sich dann bisher abgetrocknet habe, musste der Max gestehen, die Frotteefußmatte vor der Dusche dafür verwendet zu haben. Was ja für den Max sprach, denn ein anderer hätte sich vielleicht gar nicht gewaschen oder höchstens eine Katzenwäsche unternommen. Auf die Vorhaltungen seiner Frau wegen mangelnder Hygiene konterte er: „Ich bin ja kein Waschweib.“

Die Zeit tropfte dahin wie ein undichter Wasserhahn. Hörbar, aber ohne Wahrnehmung. „Herst d'as net, wia de Zeit vageht ...“ Der Max spielte das Lied des Hubert von Goisern am Klavier seines Stammbeisls. Das alte Piano stand im Nebenzimmer. Oder war es ein Pianino? Nicht einmal das Mobiliar unseres Stammbeisls können wir genau beschreiben. Was wir im Kopf haben, entspricht der Wirklichkeit nur fallweise. Einbildung ist eben auch eine Bildung.

Die erforderliche Kalorienreduktion hält ältere Semester manchmal davon ab, den Stammtisch auch abends aufzusuchen. Oder die Bequemlichkeit. Am Vormittag ein Kaffee, hin und wieder ein Seidel Bier, nach dem Mittagsschläfchen und einem kurzen Nachmittagsspaziergang ein, zwei Gespritzte im Schaniergarten, das wäre eigentlich mehr als genug. Doch nicht so für den Max. Während andere das Rekordhoch auf der Personenwaage, das auf private Verpflichtungen bei diversen Festen zurückzuführen war, anlässlich der Fastenzeit doch zu bekämpfen trachteten, blieb er seiner gewohnten Routine treu. Einzig Alkoholfasten ließ er gelten, aber nicht aus gesundheitlichen, sondern aus religiösen Gründen. Denn gesund war er ja, der Max, wenigstens nach seiner eigenen Diagnose. Und die jährliche Gesundenuntersuchung absolvierte er, wenn überhaupt, am besten nach der Fastenzeit, der Schlaumeier, um von seinem Doktor eine Bestätigung seiner Selbsteinschätzung zu bekommen.

„Das Rauchen ist aus der Mode gekommen und das Saufen wird einem mit ständigen Polizeikontrollen vermiest“, brummte der alte Medizinalrat, der soeben das Lokal betreten hatte, vor sich hin. Dank der Fastenzeit waren alle Tische leer. „Komm, Max, hör auf mit deiner Klimperei und setz dich zu mir an den Stammtisch.“ „Alter Verführer“, brummte der Max, „damit du mir wieder meine Leberwerte vorhalten kannst.“ „Dann trinkst halt einen Kaffee, wenn du schon einmal deine Leber schonen willst. Ich bin gespannt, wie lange du das durchhältst.“ „Den ganzen Advent und eben jetzt seit Aschermittwoch.“ „Und dann folgen der 40-tägigen Fastenzeit 325 Tage des Schlemmens und des Saufens.“ „Minus Advent! Dafür müsste man den Aschermittwoch eigentlich wieder dazuzählen, denn der so genannte Heringsschmaus ist ja heute auch eine gastronomische Völlerei. Aber du bist ja auch nicht viel besser, werter Doc, oder hast du vielleicht mit der Raucherei aufgehört?“ „Allerdings, lieber Freund.“ „Und wann fängst du wieder an?“ Der Arzt lachte und wechselte das Thema: „Was ist übrigens mit unserem Hochwürden los? Den hab ich ewig schon nicht mehr gesehen.“ „Erstens ist deine Vorstellung von Ewigkeit etwas verkümmert und eingeschränkt“, begann der Max jetzt zu dozieren, „und zweitens hat der für weltliche Vergnügungen keine Zeit mehr, seit sie ihm zwei weitere Pfarren umgehängt haben, so dass er das schwere Gewicht priesterlicher Verantwortung gleich dreifach tragen muss.“ „Der arme Teufel! Ob er sich deshalb auch mit einer Köchin tröstet? Am Stammtisch würde man es ihm sicher verzeihen.“ „Unsinn!“, ereiferte sich der Max und der Doktor vermied eine drohende Theologiestunde über das Pflichtzölibat, indem er das Thema neuerlich wechselte und über „früher“ flachste, als noch fast alles besser gewesen sein soll, zumindest die medizinische Versorgung in den Landgemeinden an den Wochenenden.

Doch was hatte sich eigentlich geändert seit der Jahrtausendwende? Auch die Gegenwart bot immer noch genug

Anlass für Auseinandersetzungen, und der Max lieferte weiterhin genug Gesprächsstoff für einen geselligen Abend. Nun, wichtige Amtsträger kamen nicht mehr regelmäßig zum Stammtisch, der Bürgermeister, der Bezirkshauptmann, der Bankdirektor, und so kam so manche Information nicht mehr aus erster Hand. Die Alkoholkontrollen durch die Polizei hatten drastisch zugenommen und die Parkvergehen wurden durch eine eigene Parkwächterin streng geahndet. Der Herr Medizinalrat, der seine Kassenverträge erst mit siebzig niedergelegt hatte, hatte ganz schön zugelegt und musste sich nun selber therapieren, weil seine Werte nicht mehr ganz in der Norm waren. Aber lassen wir das, schließlich gibt es ja ein Arztgeheimnis. Er hatte sich heimlich ein neues Fahrrad gekauft, und jetzt sprang er nicht mehr ins Auto, wenn Tod am Mann war, sondern auf den Drahtesel, allerdings einen mit Elektroantrieb. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als er zum Max sagte: „Ich bewundere dich, lieber Professor, dass du dich mit deiner Wampe überhaupt noch unter die Leute traust.“ „Na du darfst vielleicht reden!“, konterte der Professor, „besser einen Bauch als einen Vogel, womit natürlich nicht du gemeint bist, Dottore, sondern die Gesundheitsministerin, die uns diese neue Rauchverordnung eingebrockt hat, an die sich ohnehin keiner hält. Ich schon einmal überhaupt nicht, weil ich auch im Raucherbereich nicht rauche. Aber lassen wir das Schimpfen über unsere Politiker, die sind ohnehin gestraft genug, wenn sie ins Gefängnis müssen. Diese Rauchergesetze werden genauso den Bach hinunterschwimmen wie schon andere vor ihnen.“ „Heute ist es ja direkt einmal amüsant, deinen Ausführungen zu folgen, lieber Max, der Alkoholentzug tut dir offensichtlich gut und hält dich fern von deiner religiösen Sturheit.“ „Und für dich gilt dasselbe, lieber Doc. Seit du statt an deinen Patienten an dir selbst herumdokterst, bist du viel erträglicher geworden, zumindest am Stammtisch.“ „Na, dann haben sich die Zeiten seit der Jahrtausendwende ja sogar gebessert.“ „Ich habe übrigens eine neue

Gewichtsformel entwickelt“, sagte der Max, „denn die von euch Ärzten taugen ohnehin nicht viel.“ „Und wie lautet diese?“, fragte der Doktor interessiert. „Lebensalter mal zwei minus zehn Prozent.“ „Aber Max, da wirst du ja im Alter immer gewichtiger. Stell dir vor, da hättest du dann mit 90 Jahren ein Gewicht von 162 Kilo.“ „Aber warte“, entgegnete der Max, „ich bin ja noch nicht fertig. Da kommt noch ein Abschlag dazu, der sich nach dem Kirchenjahr richtet. Aber den muss ich erst berechnen. Das ist eine sehr komplizierte Formel.“ „Du bist und bleibst ein Moralapostel, lieber Professor, sogar dein Übergewicht möchtest du vom Kirchenjahr abhängig machen. Dein Pech ist nur, dass du keine Schüler mehr hast, die dir geduldig zuhören müssen. Dir ist dein Publikum abhandengekommen und jetzt suchst du dir ein Neues und bist dabei auf mich gestoßen. Aber deine Weisheiten kannst du zur Gänze für dich behalten, denn sie sind für die Menschheit entbehrlich, auch wenn du sie für unentbehrlich hältst, wie die Gesundheitsminister ihre Wortspenden. Wie geht es übrigens deinem Kollegen, dem Schriftsteller, der seine literarischen Quellen aus deinem Sündenregister schöpft? Wenn ihr auftretet, seid ihr ja wie eine Karikatur eurer selbst.“ „Ja, spotte nur, du alter Banause! Was verstehst du schon von den schönen Künsten? Etwas geistige Nahrung würde auch deiner Seele guttun, sofern du eine hast. Bei euch Ärzten weiß man ja nie, ob ihr nicht in eurem Drang, am menschlichen Körper herumzupfuschen, auch die Seele extrahiert wie einen eitrigen Zahn oder einen Blinddarm.“ „Jetzt verfällst du wieder in dein vorjahrtausendliches Schema, lieber Professor. Meine Seele geht dich überhaupt nichts an. Die gehört einzig und allein mir. Und sie ist gegen das, was du Kunst nennst, längst resistent geworden. Die wahre Kunst ist die Heilkunst, und die schönen Künste, wie du sie nennst, die sind bei dir und deinem Kollegen zwar amüsant, aber alles andere als schön. In eure schöne Kunst schleichen sich immer wieder Dissonanzen ein, die mein Ohr beleidigen, mein Lieber. Du vergreifst dich auf deinem Klavier genauso

im Ton, wie der Herr Schriftsteller in seinen Büchern. Und wenn du über die Ärzteschaft herziehst, so bedenke, wo du wärst, hätte ich damals den Blinddarmdurchbruch nicht erkannt und dich ins Spital eingewiesen. Diagnose und Therapie haben einwandfrei funktioniert. Durch die Kunst der Ärzte bist du wieder gesund geworden, während durch deine Kunst kein Mensch gesund wird. Manche macht sie sogar krank. Aber so weit möchte ich jetzt gar nicht gehen, denn sonst kündigst du mir die Freundschaft auf. Und was deinen Schriftstellerfreund betrifft, sein Thema ist Mord und Totschlag. Und dein Anschlag am Klavier ist ein Anschlag auf die Gehörnerven. Und das nennst du schöne Künste?“ „Die Literatur muss sich halt manchmal mit den dunklen Seiten des Lebens auseinandersetzen, Dottore, beispielsweise mit den Schlaganfällen, die ihr nicht verhindern könnt.“ „Nicht wir müssen die verhindern, sondern der Patient selber, indem er sich einen gesunden Lebensstil zulegt. Aber diese Krankheiten haben mich ein Leben lang beschäftigt, da brauch ich nicht Mord und Totschlag deines Kriminalschriftstellers auch noch.“ „Aber wie mir scheint, hast du die Bücher aufmerksam gelesen, weil du dich so informiert zeigst. Und ob jemandem mein Klavierspiel gefällt oder nicht, das ist reine Geschmackssache. Ich kenne jedenfalls viele, denen die Bücher und meine Klaviermusik dazu gefallen. Dass du anderer Meinung bist, ist dein gutes Recht, lieber Freund, obwohl ich weiß, dass du mich ja eigentlich nur ärgern willst und in Wahrheit ganz anders darüber denkst.“ „Danke, dass du mir wenigstens bescheinigst, denken zu können, denn normalerweise glaubst du ja, dass ihr Lehrer das Denken erfunden habt. Aber lassen wir das jetzt. Prost! Genießen wir den Geist des Weines.“ „Du hast recht!“, zeigte sich der Max versöhnlich und bestellte sich ein Sechzehntel Grünen Veltliner, während der Doktor eine zur Hälfte gerauchte Zigarre aus seiner Rocktasche holte und sie sich anzündete. „Deine Verbalinjurien“, fuhr Max fort, „sind ja in Wahrheit nichts gegen die latente verbale Primitivität des

Pöbels, die sich vom Alkohol getragen dann sogar am Telefon entlädt. Wenn ihm etwas gegen den Strich geht, kann sogar der bravste Bürger plötzlich zur rasenden Furie werden und ein Vokabular ausstoßen, das er sonst ganz tief verborgen hält.“ „Ich kann dir leider nicht folgen, lieber Professor. So wirr wie du redest, handelt es sich entweder um höchste Philosophie oder um blanken Unsinn. Steig also wieder herab in die Niederungen einer allgemein verständlichen Umgangssprache und kläre mich auf!“ „Nun denn, lieber Doktor, so bediene ich mich halt der Mühlviertler Umgangssprache, damit auch du mich verstehst.“ „Was soll das heißen: Damit auch du mich verstehst? Außer mir ist ohnehin niemand anwesend. Die anderen hast du mit deinem Geschwafel ja längst schon vertrieben.“ „Oder du mit deinem Zigarrengestank.“ „Am Stammisch ist das Rauchen erlaubt.“ „Ja, aber das Stinken nicht. Was ist übrigens mit deinem Vorsatz, mit dem Rauchen aufzuhören?“ „Mit den Zigaretten habe ich längst aufgehört, und daheim rauche ich gar nicht mehr.“ „Ja, weil deine liebe Frau nicht mehr zulässt, dass du alles verstinkst, und dass du ins Freie gehst, dazu bist du zu faul. Aber im Gasthaus andere Leute zu belästigen, das ist dir nicht zu blöd.“ „Du kannst ja ins Extrastüberl gehen, wenn es dich stört, dort ist Rauchverbot. Aber vorher bist du mir noch die Erklärung schuldig: Wann kann also der brave Bürger zur reißenden Furie werden?“

„Na gut. Da stand also in einer Lokalzeitung folgende Schlagzeile: Der Stadtbrunnen muss weg! ...“

In der Bezirksstadt gehen die Wellen hoch. Das Einkaufszentrum an der Peripherie zieht dem Ortskern die Kaufkraft ab, die Geschäftsleute, Wirtsleute und Kaffeehausbesitzer jammern, die einen wollen Fußgängerzonen und Schanigärten, die anderen Parkplätze für die wachsende Blechlawine. Die Politiker wissen nicht weiter und geben Studien in Auftrag. Ideen und Vorschläge sprießen und werden wieder verworfen. Das Ganze läuft unter dem Motto Hauptplatzgestaltung, aber dazu muss man

erst wissen, wie man den Hauptplatz neu-, um- oder gar verunstaltet. Eine Tiefgarage unter dem Stadtplatz wird angedacht, aber dann doch nicht realisiert, und jetzt geht es um den Brunnen. Denn die erste Lebendgeburt der Neugestaltung ist der erweiterte Wochenmarkt am Freitagnachmittag, und der schöne Stadtbrunnen mit den alten Bäumen stört da angeblich. Kaum ist die regionale Gratiszeitung mit der Schlagzeile in die Haushalte geflattert, geht es schon los: Ja seid ihr denn jetzt vollkommen verrückt geworden? So eine Schweinerei! Den schönen Brunnen opfern wegen ein paar Salatblatteln und Honigstandln! Faustdick bekommt es der Bürgermeister ein ums andere Mal zu hören. Ununterbrochen klingelt es, einmal das Festnetztelefon mit der offiziellen Nummer des Amtes, dann das Diensthandy und dann das private. So sitzt er da, an jeder Ohrmuschel ein Telefon, und versucht, besonnen zu bleiben. Genauso ergeht es seinem sozialistischen Vize: Jetzt seids schon genauso deppert wie die schwarzen Wirtschaftstrotteln. Von denen kann man nichts anderes erwarten, aber bei euch zählt anscheinend auch nur mehr der Profit. Traurig ist das, wirklich traurig! Und der Vize tut, was er kann, um seinen Genossen zu überzeugen, dass ... Aber der hat inzwischen schon aufgelegt und dem nächsten Anrufer Platz gemacht. Das alles ist noch harmlos gegen das, was sich der schwarze Stadtrat anzuhören hat, der den Wochenmarkt organisiert. Vom A...lecken bis Zur Hölle schicken ... wird das ganze Schimpfwörteralphabet losgelassen auf den armen Kommunalpolitiker, dem nach vergeblichen Erklärungsversuchen nur mehr übrig bleibt, sein Handy auszuschalten und zu flüchten und sich im nächsten Beisl einen umzuhängen, dort, wo die Angeheiterten vielleicht noch keine Zeitung gelesen haben. Aber die Mundpropaganda frisst sich unaufhaltsam bis in den letzten Winkel, und so hilft dem Herrn Stadtrat letztlich nur noch die ultimative Flucht ins traute Eigenheim, um sich dort einzusperrern. Endlich, endlich stellt sich am nächsten Tag ganz allmählich heraus, dass alles gar nicht wahr ist, dass das

Gratisblatt eine Wuchtel abgedruckt hat, anlässlich des ersten Aprils. Dabei war in der Diskussionslawine sogar der Herr Lateinprofessor angerufen worden, ob er gegen diese Gfraster nichts unternehmen könne, die altes Kulturgut wegen ein paar Bauernstandln opfern wollten. Was habe ich denn damit zu tun?, hatte der Herr Professor ins Telefon geschrien, wie soll denn ich da etwas machen? – Na als Professor hast du doch sicher Einfluss, du kennst die Zuständigen, du könntest eine Unterschriftenaktion starten oder ein Protestschreiben aufsetzen ... Ein paar Tage dauerte es noch, bis die meisten mitgekriegt hatten, dass sie einer Ente aufgesessen waren. Aber, einmal in die Welt gesetzt, sind Gerüchte schwer wieder loszukriegen. Sie zeigen eine erstaunliche Widerstandskraft gegen die Wahrheit und werden mit jedem Tag weiter ausgebaut. „Fama crescit eundo“, sagt ein lateinischer Spruch: Das Gerücht wächst im Gehen. Und so ist anzunehmen, dass noch in geraumer Zeit in den Wirtshäusern rund um den Hauptplatz behauptet werden wird, dass der gute alte Brunnen entfernt worden sei. Obwohl ein kurzer Blick aus dem Fenster deutlich zeigen würde, dass noch immer ein paar Türken und Jugoslawen dort sitzen, wobei es Jugoslawien längst nicht mehr gibt, den Brunnen aber schon noch. Vielleicht ist der Blick allerdings so getrübt vom vielen Rauch im Nichtraucherbereich und vom Alkohol, dass der leichte Schaden am Brunnen, der von einem Vandalenakt herrührt, der den „Tschuschen“ in die Schuhe geschoben, in Wirklichkeit aber von rabiaten Einheimischen begangen worden war, dass also dieser leichte Schaden in der Benebelung als Anzeichen des Abbruchs gedeutet wird. Wer den Brunnen tatsächlich beschädigt hat, wissen nur die Polizisten, aber sie sagen es nicht – Dienstgeheimnis!

So gibt es eben ständig Gesprächsstoff in einer Kleinstadt, und alle scheinen alles zu wissen, weil die mündliche Überlieferung noch funktioniert und die Wahrheit ohnehin nur im Wein zu finden ist. Prosit! Es möge nützen! Außerdem gibt es ja noch

das heitere Bezirksgericht, wo sich dann die Wahrheit herausstellt – oder auch nicht. Und wenn einmal ein unschuldiger Tschusch verurteilt wird, so liegt es daran, dass der nicht gescheit Deutsch kann und daran ist er selber schuld. Gewisse Themen kommen mit schöner Regelmäßigkeit immer wieder hoch aus dem Tümpel der völkischen Verdrängung, und da sind die Bierpreiserhöhung und das Ausländerproblem wohl die Dauerbrenner. Gestiegene Rohstoffpreise, bedingt durch den Hopfenmangel (ob auch hier die Klimaproblematik eine Rolle spielt, ist wissenschaftlich nicht erwiesen), der permanent hohe Ölpreis, der sich auf die Transportkosten auswirkt, und gestiegene Personalkosten lassen das Volksnahrungsmittel Bier zu einem Luxusartikel werden. Und beim täglichen Brot ist es bald ähnlich. Trotzdem wird Brot noch immer tonnenweise weggeworfen in unserer überfütterten Gesellschaft, die völlig zu Recht Wegwerfgesellschaft genannt wird. Auch die Diskussion über das Bleiberecht integrierter Familien, die selbst nach Jahren noch kein Aufenthaltsrecht in Österreich besitzen, steigt periodisch hoch wie der Dampf einer Fumarole, der seinen Schwefelgestank verbreitet. An den Gestank hat sich der Bürger gewöhnt, und so lässt er es weiter brodeln unterm Granitmassiv, so dass sie in periodischen Eruptionen an die Oberfläche kommt, die nationalistische Wut auf alles Fremde und auf die Politiker, die zuschauen und nichts unternehmen. Längst sind diese Debatten von den Städten auf das Land übergeschwappt, wo nicht mehr nur so manche Bauersfrau ein Kopftuch trägt, was dann, eh schon wissen, zu bitterbösen Diskussionen führen kann. Und erst recht ist der Teufel los, wenn die Moslems eine Moschee bauen wollen. Arigona soll bleiben oder Arigona soll bleiben – wo sie herkommt. Türkischer Bauarbeiter ja, weil es doch gar nicht mehr anders geht, aber Minarett, nein, das wäre ja noch schöner, da könne man ja gleich selber auswandern! Aber wohin? Nach Tschechien, dort ist wenigstens das Bier billiger, aber dafür haben die wieder Temelín und die Beneš-Dekrete.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien